

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 34 (1958-1959)
Heft: 8

Artikel: Was erwies sich an den Erziehungsmethoden meiner Eltern als falsch?
: Antworten auf unsere Rundfrage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073249>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Was erwies sich an den Erziehungsmethoden meiner Eltern

als

ANTWORTEN AUF UNSERE RUNDFRAGE

Tüchtigkeit, und Beinkleid statt Hose

Es ist eine allgemein bekannte und von niemandem bestrittene Tatsache, daß sich die Fehler und Schwächen der Erwachsenen nachteilig, ja geradezu verhängnisvoll auf die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen auswirken können. Weniger bekannt dürfte dagegen der Umstand sein, daß auch an sich sehr achtbare und absolut gute Eigenschaften eine ähnliche, unter Umständen sogar noch viel nachteiligere Wirkung ausüben können.

Meine Mutter war eine ausgezeichnete Hausfrau, wie man sie wohl nur selten findet. Neben unserem eigenen Haushalt besorgte sie auch noch den ihres unverheirateten Bruders und pflegte durch sieben Jahre ihre krebskranke Mutter. Leib- und Bettwäsche verfertigte sie als gelernte Weißnäherin für die ganze Familie, und für uns Kinder nähte sie auch sämtliche Kleidungsstücke, zum großen Teil aus älteren abgelegten Kleidern der Erwachsenen. Trotzdem fand sie noch Zeit, uns jahrelang Klavierstunden zu geben und meine Übung im Violinspiel zu überwachen. Zu allem besorgte sie auch noch den Garten selber. Dabei war sie körperlich eher schwächlich und

häufigen Krankheiten unterworfen, sie ist auch schon im Alter von 57 Jahren nach kurzer Krankheit plötzlich verschieden. Ihre ungeheure Arbeitsleistung konnte sie einzig und allein durch ihre unbeugsame Energie und äußerst rationelle Einteilung der verschiedenen Aufgaben vollbringen.

Aber nun die Kehrseite der Medaille: Niemand konnte ihr eine Arbeit recht machen, an allem hatte sie etwas auszusetzen – aber wer arbeitet schon gerne, wenn er zum vornherein auf Kritik und Undank rechnen muß? Sie war ungeduldig und machte lieber alles selber, als den Kindern etwas zu zeigen und zu erklären. Damit hat sie erreicht, daß meine Schwester von Kind auf einen Abscheu vor jeglicher Hausarbeit und eine Abwehrstellung gegen die Primatstellung des Mannes und die dienende Rolle der Hausfrau in sich aufnahm. Das Gute dabei war wohl einzig der Umstand, daß diese negative Haltung so ausgeprägt war, daß sie dem Mädchen zum vornherein jede Lust und jeden Gedanken ans Heiraten nahm. So ist meine Schwester eine leidlich glückliche und zufriedene alte Jungfer geworden; aber eine vorbildliche Erziehung kann man dies doch wohl kaum nennen!

Eine Arbeitsleistung wie die meiner Mutter war nur möglich dank einer systematischen

Unterdrückung des Gefühlslebens, zum mindesten aller Gefühlsäußerungen. Von Natur aus ziemlich frigid veranlagt, verfocht meine Mutter mit eiserner Konsequenz jene puritanischen oder auch nur muckerischen Grundsätze, die zu Anfang unseres Jahrhunderts das Bürgertum beherrschten, nach denen zum Beispiel im Frauenturnen statt Hose Beinkleid, statt Brust Oberkörper gesagt werden mußte! Und so prägte sich in mir das Bild der Frau: Ein Wesen ohne eigene erotische Bedürfnisse, das geduldige Opfer des begehrlichen Mannes, eine verhinderte Heilige!

Dieses Leitbild vom Wesen des Weibes hat mich allerdings vor vielen Verirrungen bewahrt. Wenn mich ein Mädchen anzog, schien es mir unerreichbar und unberührbar; diejenigen aber, deren Erreichbarkeit und Berührbarkeit offensichtlich waren, ekelten mich an. Aber durch diese Hemmungen wurde ich auch daran verhindert, die mir angemessene Lebensgefährtin im richtigen Moment heimzuführen. Ich war auf dem besten Wege, ein alter Junggeselle zu werden – da stieß ich auf jene Mittelschicht von Frauen, die zwar rechtdenkend und ehrbar, aber nüchtern und eher ungeistig sind. Hier erfuhr ich nun, daß auch ein «anständiges» Mädchen gegen natürliche Empfindungen keineswegs abgehärtet ist, daß ein Kuß noch nicht ohne weiteres als Eheversprechen ausgelegt, eine Annäherung beim Tanzen keineswegs als obszöne Beleidigung empfunden wird. Und so schlitterte ich dann gerade im letzten Moment mehr oder weniger freiwillig in die Ehe hinein – eine nach allgemeinen Begriffen gute und glückliche, auf jeden Fall mit vielen Kindern gesegnete Ehe!

Es war mir geschenkt, ein Optimum aus dieser Verbindung herauszuholen, das Gute dankbar anzunehmen und das weniger Gute geduldig zu ertragen. Unter den gleichen Voraussetzungen hätte ich mich jedenfalls bedeutend härter betten können.

Mein Leben liegt hinter mir wie das Feld eines Bauern, dem der Hagel von allem reichen Frühlingsseggen nur die Kartoffeln unversehrt gelassen hat! Und dies verdanke ich in erster Linie der gutgemeinten Erziehung durch meine fleißige, brave Mutter. Eine gewisse Lockerung ist nicht nur dem Ackerland, sondern auch dem menschlichen Herzen von Vorteil.

Die schwarze Sünde

Jeder Mensch hat seine Fehler», so hörte ich schon als kleines Mädchen meinen Vater sagen. Fehler, ja, die hatten wirklich alle. Aber Sünden? Nein, die waren nicht zu suchen bei Vater und Mutter. Sünde, welch schwarzes, abgründiges Wort!

«Brot wegwerfen, das ist Sünde», wurde uns Kindern eingeprägt. Damit waren wir einverstanden und willig, es nie zu tun. «Stehlen ist Sünde.» Da hieß es also an den lockenden Kirschen, die an leicht erreichbaren Zweigen herabhängen, stramm vorbeigehen. «Und Lügen ist Sünde» ...

All das taten Vater und Mutter nie: weder Brot wegwerfen, noch stehlen, noch lügen. Überhaupt standen sie sehr, sehr nahe beim lieben Gott, hoch über uns, ohne Sünden; nur – vielleicht – mit Fehlern. Denn zur Zeit, als ich ein Kind war, durften die Eltern keine Sünden haben, waren tadellos in ihrem Benehmen, korrekt in ihrem Reden und Handeln. Wenigstens die rechten Eltern. Und solche hatte ich.

Es war ein herrlicher Sommersonntag. Der Lehrer war mit uns Zweitklässlern an den nahen Fluß spazieren gegangen und hatte uns – o Wonne – erlaubt, Schuhe und Socken auszuziehen. So hüpfen wir denn mit hochgehaltenen Röcklein im niedrigen Wasser von Stein zu Stein. In unsere Seligkeit hinein tönten hier da Männerrufe: ein kleines Stück flußabwärts waren nämlich Soldaten damit beschäftigt, eine Pontonbrücke über den Fluß zu erstellen. Unser Lehrer erklärte uns mit ein paar Worten ihr Tun. Dies dünkte mich aber nicht halb so spannend wie unser Wasserpumpen. Kaum mochte ich es erwarten, bis ich zu Hause vom herrlich verbrachten Nachmittag erzählen durfte.

«Oh, schön war es, so schön...» Und dann noch so als Anhang, und schon weniger wichtig: «Weißt du, Vater, da waren auch noch Soldaten, die machten grad eine Brücke über die Aare.»

«Und ihr habt womöglich darauf ans andere Ufer gehen dürfen?» fragte Vater in mein Erzählen hinein.

«Ja, Vater, ja, eben gerade das: alle zusammen ans andere Ufer! Schön war es halt...»

Ach, wenn ich dieses Wörtlein «ja» hätte zurücknehmen, hätte ungesagt lassen können, aber nun war es zu spät. Vater erzählte Mut-

ter schon ein Erlebnis aus seiner eigenen Dienstzeit, irgend ein Unglück mit einer Pontonbrücke oder so etwas.

Daß in jenem Augenblick über mein kleines Kinderleben auch ein großes Unglück hereingebrochen war, der Sturz in den tiefen Abgrund der Sünde – denn wußte ich nicht zu gut, daß Lügen Sünde war? – das merkte niemand. Noch einmal vor den Vater hintreten, offen die falsche Antwort bekennen, das Geheen auf der Brücke als erfunden hinstellen, das wagte ich nicht. So etwas würde Vater nie verstehen!

Oh, ich hatte Vater angelogen, brandschwarz, himmeltraurig. Lügen taten sonst nur die allerschlimmsten Kinder. Aber die gehörten nicht zur Familie. In unserer Familie log man nicht. Allerhöchstens wir Kinder untereinander. Aber keine meiner beiden Schwestern hatte meines Wissens Vater oder Mutter je belogen. Nur ich.

Es begann eine schreckliche Zeit. Mir bangte vor jeder Frage, die Vater an mich stellte. Immer fürchtete ich, er könnte noch einmal auf jenen verhängnisvollen Schulspaziergang zurückkommen. Mir graute vor dem nächsten väterlichen Schulbesuch. Dann mußte ja unweigerlich meine Lügnerei an den Tag kommen. Und fertig wäre es dann mit der elterlichen Liebe und dem freundlichen Wohlwollen des Lehrers. Bald wünschte ich mir den eigenen Tod, dann den des Lehrers oder gar den des Vaters – und litt doch wieder erneut an meiner scheinbar zunehmenden Sündhaftigkeit, die mich an solch dunkle Auswege denken ließ. Wohl traf keine meiner Befürchtungen ein. Niemehr kam die Rede auf jene Pontonbrücke. Aber meine Not hat mich die glückliche Geborgenheit vieler Stunden gekostet, weil ich mir als Lügner und Verräter im warmen, vertrauenden Familienkreis vorkam.

Zurückblickend auf jenes Erleben kann ich nun nicht fröhlich lachend vom erlösenden Ausgang meines Kinderunglücks erzählen. Ich verlor meinen guten Vater, als ich noch im letzten Schuljahr stand. Er starb, ohne daß ich je den Mut zu der kleinen Richtigstellung gefunden hätte. Und doch hatte all die Jahre hindurch meine Lüge fast ungeschwächt auf meiner Seele gebrannt.

Väter hatten eben zu meiner Zeit keine Sünden... Oder hatte diese meine Annahme doch nicht ganz gestimmt? War ich das be-

dauernswerte Opfer einer von den Eltern zwar gut gemeinten, aber vor den letzten Maßstäben doch nicht gültigen Haltung geworden?

Und nun stehe ich selber vor den kritischen Augen meiner eigenen lieben Kinder. Mir scheint, daß erst jetzt jenes an sich kleine und für mich doch unsagbar schwerwiegende Erleben seine Abrundung und Erlösung gefunden hat: Wenn da irgend eine Unklarheit um den Weg ist, und niemand möchte der «Sünder» sein, dann erzähle ich meinen Kindern meine Ponton-Unglücks geschichte und sage ihnen, wie gut ich selber wisse, daß einem gar schnell ein falsches «Ja» oder «Nein» entschlüpft sei. «Und», füge ich jeweilen bei, «ich möchte nicht, daß ihr an solch einem falschen Wörtlein so schwer tragen müßtet wie ich damals.»

Spät abends, wenn sich die Wogen längst gelegt haben, wenn Friede und Klarheit eingekehrt sind, muß ich beim letzten Rundgang bei den Kinderbetten stehen bleiben und zu meinem Manne sagen: «Wie gut, daß wir Eltern von heutzutage nicht ohne Sünden vor den Kindern dastehen müssen, wie gut für sie – und für uns!»

Entmutigungspädagogik

Noch im Jünglingsalter war ich der Meinung, ich sei körperlich ein Schwächling. Ich fühlte mich meinen Kameraden an Körperkräften unterlegen. Dementsprechend war mein Verhalten. Eine Anführerrolle hätte ich mir nie zugetraut. Als ich einmal das Föppeln und Hänseln meiner Schulkameraden nicht mehr aushiel und auf den größten Maulhelden zusprang und ihn ohne übermäßige Anstrengung zu Boden brachte, war ich selbst von allen am meisten überrascht. Ebenso überrascht war ich, als es sich bei der Rekrutenprüfung herausstellte, daß mein Brustumfang den meiner Kameraden eher übertraf, und daß auch meine Arme mindestens so kräftig waren wie die anderer starker Burschen. Während meiner Knabenzeit wußte ich nichts anderes, als daß ich dürr, bleich und anfällig für die Schwindssucht sei. Woher kam das?

Ich hatte eine liebe und gute Mutter, aber den Fehler hat sie bei meiner Erziehung gemacht: durch Vorspiegeln falscher Tatsachen wollte sie mich immer wieder zu Sachen anreizen, die mir zuwider waren. Gab es zum Beispiel zum Essen etwas, das mir widerstand,

beschrieb sie mich als schwach und mager, machte mir Angst, ich bekomme die Schwindsucht, sei bleich und grün im Gesicht und der gleichen mehr. Das Resultat dieser Bemühungen war das oben beschriebene.

Mein Vater machte ähnliche Fehler; indem er mich zum Beispiel zur Höflichkeit erziehen wollte, stellte er mir andere als Vorbild hin und setzte mich entsprechend herab. Ich erinnere mich eines Vorfallen, den ich nie vergessen habe. Vater und ich begegneten einem Knaben, der in seinem Arm eine Flasche, im andern sonst einen Gegenstand trug. Der Knabe bemühte sich mit Erfolg, eine Hand einigermaßen freizubekommen, um seine Kappe zum Gruße zu lüften. Sofort hieß es – wie unzählige andere Male auch –: «Siehst du, das ist ein höflicher Bursche, der ist nicht so wie du.» Diese Methode meines Vaters führte dazu, daß ich noch deprimierter, noch verschlossener, das heißt unhöflicher wurde.

So war es noch in vielen andern Dingen. Meine Eltern glaubten, durch Herabsetzung des Wesens und der Leistung ihrer Kinder diese zu höheren Leistungen und zu eifrigem Nachstreben der über Gebühr gelobten Vorbilder anzuspornen. Das Gegenteil haben sie erreicht. Mich wenigstens haben die Vorhaltungen nur unsicher und mutlos gemacht, und noch im Mannesalter hatte ich jahrelang mit meinen Minderwertigkeitsgefühlen zu kämpfen.

Das Fehlurteil

Es war in meinem ersten Schuljahr. Das erste Liedchen, das wir lernten, hatte es mir so angetan, daß ich es immerzu sang, so tiefversunken und, wie meine Eltern später immer sagten, so grundfalsch, daß dieser frühe Gesang mein musikalisches Todesurteil wurde. Wenn ich auch noch so Freude an der Musik zeigte, ich durfte kein Instrument spielen lernen. Mein jüngerer Bruder erhielt schon früh Klavierunterricht und später Tanzstunden; in mir wurde jeder Wunsch ersticken aus diesem Fehlurteil heraus, das sich im sonst gerechten Denken meiner Eltern festgesetzt hatte. Das wirkte sich in mir so aus, daß ich heute, obwohl ich immer noch sehr musikliebend bin und viel Sinn für Rhythmisik und Harmonie habe, noch nicht singen kann. Wenn ich allein irgendwo bin, wo

mich niemand hört, bricht es aus mir heraus und es geht. Aber die Hemmung, mit anderen oder in hörbarer Entfernung von anderen zu singen, ist dermaßen beherrschend, daß einfach kein guter Ton herauskommt.

Deshalb ergreift mich oft ein gelindes Grauen, wenn ich sehe, wie heute schon Kinder wegen der modernen Seuche der Psychologen, alles testen zu wollen, in charakterlichen Dingen gestempelt werden. Diese Stempelungen durch Erwachsene sind meiner Ansicht nach unerhörte, höchst frevelhafte Eingriffe in den Entwicklungsgang junger Leute.

In meinem Fall hat sich diese Hemmung zum Glück nicht wesentlich auf andere Bezirke ausgedehnt. Die kunstfreundliche Entwicklung, die ich später, lange nach der Schule, durchmachte, hat mir diesen Mangel, kein Musikinstrument spielen zu können, reich kompensiert. Aber immer noch bedaure ich dieses Fehlurteil mit seinen nicht wieder gut zu machenden Folgen.

Geld ist kein unantastbares Heiligtum

Mit größter Liebe und Dankbarkeit ge- denke ich meiner längst verstorbenen Mutter; sie lehrte mich die Freude an den kleinen Dingen unseres Daseins – die Kunst der Bescheidenheit. Dessen ungeachtet möchte ich einen Erziehungsfehler skizzieren, der meine charakterliche Labilität noch verschärft und dadurch zu manchem Konflikt im Privat- und Geschäftsleben führte.

Meine Eltern lebten in sehr bescheidenen Verhältnissen und Sparsamkeit auch in kleinsten Belangen dominierte meine Erziehung. Schon als kleiner Bub war es mir deshalb bewußt, daß ich im materiellen Bereich zu den «Stieffkindern» zählte. Dies zeigte sich schon äußerlich in der Kleidung und in der Tatsache, daß es in unserer Familie nur häusliche, das heißt kostenlose Freuden gab.

Als sparsamer Frau bedeutete es meiner Mutter keinen Verstoß, bei Gelegenheit ohne Billett im Tram durchzuschlüpfen oder mich nach Überschreiten der Altersgrenze noch mit halbem Billett der SBB anzuvertrauen. Als Kind empfand ich die Handlungsweise meiner Mutter als richtig. Erst später, viel zu spät, bot mir das Leben die zwar bittere, aber richtige Lehre, daß Ehrlichkeit ein unteilbares Ganzes darstellt, und daß wir keine Ausnah-

men konstruieren können, ohne ihre festen Grenzen in gefährlicher Weise zu verwischen. Auch eine Zahnnarztrechnung «unter's Eis geraten» ist kein Grund zur Freude: der Verlust von unserem «Selbst» wiegt mehr als der gewonnene Betrag!

Schon während meiner Mittelschule betrieb ich einen Nebenerwerb. Das Geld diente aber nicht der Freude und spies auch keine Ferienkasse, sondern wurde gespart. Unsere Familien-Sparsamkeit entwickelte sich geradezu zu einer Lebensauffassung.

So trat ich ins Berufsleben, ohne eine vernünftige Beziehung zum Geld gewonnen zu haben. Kleine Verluste zum Beispiel oder unabwendbare Auslagen konnten mich geradezu in Verwirrung stürzen. Ich mußte vorerst den richtigen Schiffbruch meines Gedankenkers erleiden, bis ich mich zu der Einsicht durchzuringen verstand:

Geld ist nicht Zweck, sondern nur Mittel dazu. Gewiß, Sparsamkeit ist eine Tugend; aber Geld ist kein unantastbares Heiligtum, sondern soll auch immer wieder dazu dienen, andern Menschen eine Freude zu bereiten.

Die Anbetung des Mammons

Geld und Ansehen beherrschten das ganze Wesen meiner Mutter, Geld und Ansehen waren ihr höchstes Ziel, nicht nur für sich selbst, auch für ihre Töchter. Zu Geld kam sie – als tüchtige Geschäftsfrau – tatsächlich; mein Vater wurde zu einem der größten Steuerzahler im Ort. Doch das zweite Ziel hatte seine Tücken. Wie stellt man es an, damit man zu den Vornehmen gezählt wird und mit diesen auch verkehren darf? Und wo nimmt man die Schwiegersöhne aus vornehmen Hause her? Um hinter dieses Geheimnis zu kommen, zehrte sich unsere Mutter regelrecht auf. Wir bekamen die beste Schulbildung in in- und ausländischen Instituten, die teuersten und modernsten Kleider; das ganze Haus wurde aufs modernste umgebaut. So standen wir Mädchen schlußendlich im heiratsfähigen Alter; wir waren beide ziemlich hübsch und gut gebaut. Aber keiner wollte anbeißen! Die Mutter war verzweifelt. Es sah zu beschämend aus!

Da war unsere Cousine Esther, der wir das Geld zu ihrer Lehre leihen mußten; kaum

hatte sie das Examen hinter sich, heiratete sie einen Direktor mit Villa und Dienstboten; unsere arme Mutter schließt nicht mehr. In unserem Städtchen gab es mehrere Mädchen, die weder durch Geld noch durch Geist noch durch Schönheit glänzten; aber sie heirateten angesehene Herren. Die Mutter schlug jeweils die Hände über dem Kopf zusammen: «Der hätte doch eine ganz andere haben können!» und wir wußten nur zu gut, an wen sie dachte.

Wo lag der Grund? Ganz einfach darin, daß wir es nicht verstanden, mit den Leuten gesellschaftlich zu verkehren. Der Vater war launisch, ohne elementarste Umgangsformen, und zu Mutters Ideen murkte er: «Dumms chaibe Züg.» Lieber ging er einen Jaß klopfen, als mit seinen Töchtern irgendwohin. Statt ungezwungen und heiter gaben wir uns steif, verkrampft und viel zu ernst. Die Absicht, die «Bildung», das ungemütliche Familienleben standen uns zu deutlich im Gesicht geschrieben. Wir lebten vollkommen machtlos unter dem Einfluß der Mutter, bei welcher alles auf äußere Wirkung bedacht war. Jedermann sah uns an, daß wir emporgekommene Handwerkersleute, Nouveau-riches, waren; unser Gebaren wirkte einschüchternd und abstoßend.

Schließlich fand ich durch ein Inserat doch noch den ersehnten Mann, jedoch einen einfachen Angestellten. Meine ehrgeizige Schwester aber blieb lieber ledig, als unter «ihren Stand» zu heiraten. Sie ist eine jener unsympathischen Lehrerinnen geworden, denen man mit Recht nachsagt, sie seien parteiisch. Die gepflegten Kinder der höheren und tonangebenden Kreise geben ihr den nötigen moralischen Halt; ihnen zuliebe lohnt es sich, den Unterricht interessant zu gestalten, Geduld zu üben und freundlich zu sein, denn diese kommen ja aus dem so beneideten Milieu, nach dem wir uns vergeblich gesehnt und abgeplagt hatten. Weil mir die Ursache dieser krankhaft-neurotischen Anlage voll bewußt ist, muß ich ihr verzeihen und sie bedauern.

Aber auch mir erging es in den ersten Jahren nach meiner Verheiratung nicht gut. Mein nüchtern denkender Mann dachte nicht daran, meine von der Mutter eingepflanzte Sehnsucht nach Anerkennung zu stillen; mit meiner Bildung, die in Wirklichkeit keine war, wußte ich nichts anzufangen; auch das Klavier stand verwaist im von der Mutter gestifteten Salon, der gewöhnlich nur einmal pro Woche betreten wurde, und zwar am Samstag zum Putzen.

Für den Umgang mit den Frauen der Umgebung war ich zu stolz und zu ungeschickt.

Es vergingen Jahre, und ich durfte drei Kindern das Leben schenken, bis sich mir der Sinn des Lebens dann doch noch erschloß.

Die erpressten Gefühlsäusserungen

Meine Mutter war letzthin hier, als sich der sehnliche Wunsch meines zweijährigen Mädchens erfüllte: der Briefträger brachte ein Paket mit einem Teddybären. Ich rief mit der Kleinen auch die Großmutter herbei, damit sie sich mit mir an der Freude des Kindes freue. Und wirklich, Pia strahlte wie ein Christbaum, drückte den Bären an sich und setzte sich sprachlos vor Seligkeit auf den Boden.

Mir wurden ob so viel Wonne die Augen feucht, Großmutter jedoch war weniger gerührt: «Diese Freude dauert sowieso nicht lange», meinte sie. Gottlob war Pia zu erfüllt von ihrem Glück, um diese Bemerkung zu hören und zu verstehen. Ich jedoch wurde plötzlich traurig und erinnerte mich... So war es schon in meiner Kindheit. Bei jedem Freude- oder Dankbarkeitsausbruch hatten die Eltern einen solchen Dämpfer bereit. Wie undankbar fühlte ich mich dann, wenn nach einer Weile die Freude wirklich nicht mehr so hohe Wogen schlug, und ich bemühte mich, das nicht mehr merken zu lassen. So trug ich denn eine ständige Begeisterung, Dankbarkeit und Freude zur Schau, die gar nicht in mir war. Das schuf ein Unbehagen, das mich noch heute beim Betreten des Elternhauses umfängt.

Ich fühlte mich falsch, und mit der Zeit wurde ich es auch. Ich verstrickte mich geradezu in einem Netz lügenhafter Gefühlsäußerungen, was das Pensionat mit seiner Überbetonung der Freundlichkeit und Gefälligkeit noch förderte: dort wurde zum Beispiel ein Gruß ohne dazu gehöriges Lächeln mit einer schlechten Betragensnote taxiert. So fühlte ich mich ständig gezwungen, Gefühle auszudrücken, die ich entweder gar nicht empfand, oder solche, die am besten verschwiegen wurden. Gottlob wurde mir geholfen, wenn auch auf etwas unsanfte Weise.

An einem Gartenfest in Rouen fand ich mich am Buffet plötzlich einem Herrn gegenüber,

der mich mit weit entblößtem Gebiß angrinste. Ich schaute weg, dann wieder hin. Er verzerrte sein Gesicht immer noch. Dann trat er auf mich zu und sagte: «Mademoiselle, warum laufen Sie den ganzen Tag mit dieser Grimasse herum?» Dabei entblößte er sein Gebiß von neuem und zeigte darauf.

Eine etwas grausame Lehre eines Unbekannten, die mich jedoch immer noch mit Dankbarkeit erfüllt. Seither lächle ich nur dann, wenn mir ums Lächeln ist.

Meine Freundin, Kunstmalerin von Beruf, nimmt mich vor Beginn einer Ausstellung in die Räume, in denen ihre Kollegen mit Orden der Bilder beschäftigt sind. Ich betrachte vorwiegend die Gemälde der Freundin und fühle mich verpflichtet, mich dazu zu äußern (siehe oben!). In einer ruhigen Ecke boxt sie mich plötzlich in die Seite und faucht mich an: «Heb doch ändli s Muul!» Zuerst war ich tödlich beleidigt. Ich hatte doch keine Banalitäten geschnattert und keine Kunstsichten zum besten gegeben, die sie hätten blamieren können! Jetzt jedoch bin ich auch für diese nicht sehr taktvolle Belehrung dankbar und fühle mich nie mehr verpflichtet, Unaussprechliches auszudrücken.

Damit wäre alles wieder in bester Ordnung, würde man meinen. Leider ist es nicht so einfach. Zwar habe ich mich aus der Zwangslage heraus gearbeitet, in die mich meine Eltern gedrängt hatten, indem sie Gefühlsäußerungen erpreßten. Eine gewisse Spontaneität jedoch ging verloren, ich fürchte für immer. Ich bemühe mich jedoch, diesen Erziehungsfehler meiner Eltern nicht an meinen Kindern zu wiederholen.

Der rächende Gott

Am meisten zu schaffen machte mir in meinem Leben – und meines Erachtens einem großen Teil der damaligen Jugendlichen – die Unfreiheit, die tote Gesetzmäßigkeit in der religiösen Erziehung.

Warum stellte man über unser Leben einen rächenden Gott und nicht den Gott der Liebe, der seine Treue jedem ehrlich Suchenden schenkt? Immer wieder hörte ich aus dem Munde meiner Mutter, als Flüche des Bauern, einmal sogar als Sylvesterpredigt: «Der Herrgott wird dich dafür strafen.» Nie erzählte man uns von der allumfassenden Liebe Gottes,

den wir immer wieder um Verzeihung und um Kraft bitten dürfen. So steigerte sich das Schuldgefühl langsam zu einer fast untragbaren Last. Auch mit unserem Pfarrer sprachen wir nie über diese Last, weil wir uns nicht an diese schwarze Schranke heranwagten aus Angst, dahinter wiederum nur eine Strafe zu finden. Diese Angst trug ich noch mit 25 Jahren mit mir herum.

Heute darf ich, was mir selber fehlte, meinem neunjährigen Buben schenken, der von Ängsten geplagt manche Nacht laut weinte. Ich lehrte ihn in einfachen Worten bitten um Gottes Gegenwart und Hilfe. Und wenn ich damit in dieses junge Herz einen Grundstein zum Vertrauen zu Gott gelegt habe, so will ich dankbar sein.

Das verpasste Backfischalter

Meinen lieben Eltern und ihrer Erziehung verdanke ich es, daß ich heute mit meinen zwanzig Jahren einen guten Beruf habe, erstklassige Schulen besuchen durfte und von meinen Mitmenschen ein nettes, anständiges und vor allem auch verständiges Mädchen genannt werde. Immer war es mein Stolz, nicht so zu sein wie die andern Mädchen in meinem Alter. Führte ich Gespräche mit Älteren, dann spürte ich immer wieder, wie sie über meine Verständigkeit staunten. Daß ich mich verliebt hätte in einen jungen Mann oder gar für Filmstars schwärzte, nein, das kam nicht in Frage, dafür war ich zu vernünftig – leider!

Jetzt bin ich mehr als zwanzig Jahre alt und ich wünsche mir so sehr, einmal ein richtiger Teenager gewesen zu sein. Aber jetzt ist es zu spät dazu. Nein, jetzt kann ich wirklich nicht mehr mit anderen fünfzehn-, sechzehn- und siebzehnjährigen Mädchen an einer Ecke stehen und tuscheln, kichern und schäkern, ich kann mich nicht mehr so schwärmerisch in einen jungen Burschen nach dem andern verlieben, mal hinter dem Rücken der Eltern ein Rendez-vous haben und Filmstars über meinem Bett an die Wand kleben. Nein, das habe ich verpaßt.

Sie selbst denken jetzt sicher lächelnd an jene Zeit zurück, da auch Sie, wie man so sagt, im «schwierigen Alter» waren. Als Sie sich zum erstenmal verliebten und glaubten, daß es für ewig sei. An Ihren ersten Ball, an den ersten

Spaziergang im Park. Natürlich glaubten die Eltern, Sie machen bei Ihrer Freundin Handarbeiten. Sie denken auch an die Tränen, an die erste große Enttäuschung in der Liebe. Sie lächeln über all das und bestimmt sind Sie der Ansicht, daß Sie sich kindisch oder gar dumm aufführten. Vielleicht stimmt das auch. Aber war diese Zeit nicht einfach nötig für Ihre weitere Entwicklung? Wollten Sie, daß Sie das alles nicht erlebt hätten? Nein, sehen Sie! Können Sie es mir da übel nehmen, wenn ich traurig bin, weil ich nie ein Teenager war?

Viel habe ich darüber nachgedacht, warum das denn so gekommen ist. Als ich meine Mutter kürzlich fragte, wann ich eigentlich meine Flegeljahre gehabt habe, da schaute sie mich erstaunt an und meinte voller Stolz: «Die hast du doch gar nie gehabt!»

Und genau an dem – der selbstverständlichen Annahme der Eltern, ihre Tochter habe keine Flegeljahre wie andere Mädchen – lag es. Wie können Eltern nur so unrealistisch sein! Einmal kommen ja doch alle Schwierigkeiten, man kann sie höchstens um ein paar Jahre verzögern. Die altersgemäßen Entwicklungsschwierigkeiten aber können leichter überwunden werden, weil man trotz aller Rebellion als Jugendliche die Führung der Eltern noch anerkennt. Kommen diese Schwierigkeiten erst später, wenn die jungen Menschen schon ganz ihr eigenes Leben führen müssen, dann ist es sehr schwer, den richtigen Weg zu finden.

Hindern Sie Ihr Kind nicht, ein richtiger Teenager zu sein!

Auch unvernünftige Wünsche sollten manchmal erfüllt werden

An sich waren meine Eltern nicht übertrieben streng, und ich habe ihnen viel zu verdanken. Aber einige Auftritte sind mir noch lebhaft in Erinnerung. Es handelte sich dabei immer um dasselbe, und jedesmal hieß es: «Nein, man kann eben nicht alles haben, was man möchte, sonst wird man es im Leben einmal schwer haben!» An sich sicher richtig, aber wie sah es in der Praxis aus?

Ich war ungefähr sechs Jahre alt. Mein größter Wunsch war, ein kleines Regenschirmchen zu besitzen. Kein gewöhnliches Regenschirmchen. Ein blaues mußte es sein, und ich hatte es schon in einem Laden entdeckt, mit

einem wunderschönen Hundekopf als Griff. «Du sollst ein Regenschirmchen haben – aber nicht immer, was du willst, also ein rotes!» Ich war entsetzt und weinte: «Rot gefällt mir nicht, hu hu – und ich will nur ein blaues, sonst werfe ich's in den Fluß!» Gekauft wurde das rote! Ich haßte es geradezu, behandelte es miserabel, und als der Hund einmal ein Loch hinein biß, war ich glückselig. Meine Eltern schimpften mich «ein undankbares Kind» und «es hätte ja noch mehr gekostet als das blaue». Ich verstand überhaupt nichts! Warum hatte ich es dann nicht bekommen?

Es mußte wieder einmal ein Mäntelchen gekauft werden. Großzügig wurde ich gefragt: «Was willst du?» Ich wollte eines mit einem weißen Pelzkragen – zugegeben, praktischer wäre ein anderes gewesen, aber ich schwärzte eben für dieses und nur dieses gefiel mir eben! «Du sollst nicht immer deinen Willen durchsetzen können – es gibt einen Mantel, aber ohne Pelzkragen.»

Der Samichlaus war da gewesen. Meiner Schwester und mir, beiden hatte er viel Nüsse, Schokolade und anderes mehr gebracht. Ich machte mich daran, alles auf einmal aufzu-

essen – während meine Schwester die Sachen lange aufbewahren konnte. Da wurde ich ausgeschimpft, warum ich es nicht auch so halten könne wie meine Schwester; ich aber wollte damit machen, was mir gefiel. So nahm man mir die Sachen weg und verteilte sie auf einige Tage, was mich dermaßen ärgerte, daß ich die Kraft aufbrachte, ganz darauf zu verzichten. So ein «verstocktes» Kind.

Es nahte die erste Kommunion. Meine Mutter schneiderte das Kleid selber. Ich wollte unbedingt ein langes Kleid, ich hatte eines an einem Mädchen gesehen, und es hatte mir so sehr gefallen – außerdem wären natürlich meine langen, schlaksigen Beine nicht so sichtbar gewesen... «Unmöglich», sagte Vater, «auch macht die Kutte nicht den Mönch.» Mit diesem philosophischen Satz war die Sache, die mir doch so wichtig war, erledigt.

Es ließe sich beliebig Beispiel an Beispielen reihen! Was war die Auswirkung? Ich erhielt einmal drei Franken für das Kränzetragen an einer Beerdigung. Überglücklich, endlich einmal etwas kaufen zu können, was mir paßte, lief ich mit dem Geld schnurstracks zum Bäcker und setzte alles in Nußgipfel um, ihrer 15 an

SIBIR

Kühlschrank für jedermann



WARUM EIN SIBIR S 60?

- Ideale Grösse. 60 Liter Inhalt bei kleinsten Aussenmassen.
- 2 passende Dosen (im Preise inbegriffen) vervollkommen die maximale Raumnützung.
- Hitze- und kratzfeste Hart-Arbeitsplatte.
- Grosses Gemüsefach (nochmals 60 Liter)
- Tablare aus Chromstahl. Ungewöhnlich grosse Gefrierschublade (500 g)
- Als Exklusivität: Die einzigartige Aluminium-Innenverkleidung (eloxiert).
- Minime Betriebskosten. (Nur 80 Watt Anschlussleistung.)
- SIBIR gewährt als einzige Kühlschrankfabrik 5 Jahre VOLL-Garantie.
- 200 000 Apparate in der Schweiz, mehr als die Hälfte aller Kühlschränke. Grund: Hervorragende Leistung und Qualität, vorteilhafte Verkaufspreise.

VOLL-Garantie

Preisreduktion: Fr. 60.—

2 Dosen

Fr.335.-

Neu:

der Zahl, verteilte einen Teil und aß soviele, daß mir nachher schlecht war. Ich bekam Schläge und weinte Tränen der Wut. Es war doch mein Geld, oder?

Ich kam ins Haushaltlehrjahr und mit den ersten 50 selbstverdienten Franken mußten Schönheitsmittel her. Es wurde noch schlimmer. Bald darauf kaufte ich hellblaue Schwanenpantoffeln – gewiß das Unnützeste, was ich hätte finden können. Im Moment hatte ich unsinnig Freude daran, aber natürlich verleideten sie mir bald. Ich hatte sie gekauft, weil ich endlich kaufen wollte, was mir gefiel.

Ich tätigte noch manche Fehlkäufe. Ich mußte einfach mit dem Verlangen fertig werden, nachzuholen mit Kaufen, was ich wollte und ohne daß mir jemand etwas aufzwingen konnte.

Obwohl diese Erziehung keine tiefgreifenden Auswirkungen hatte, werde ich versuchen, sie bei meinen eigenen Kindern zu vermeiden. In jedem Fall werde ich streng prüfen: will das Kind die Sachen aus purem Trotz oder weil es einen eigenen Geschmack formen will?

NACHWORT

Die Frage: «Wo soll ich die Grenzen zwischen Freiheit und Gehorsam finden?», die Pestalozzi am 19. Februar 1774 in sein Tagebuch notiert hat, beschäftigt die Erzieher heute nicht weniger leidenschaftlich als damals. Im Gegenteil: Sehr viele Eltern fühlen sich gegen-

wärtig auf der Suche nach dem rechten Mittelweg zwischen dem In-Freiheit-Wachsen-Lassen und dem Durch-Gehorsam-Formen ratlos. «Wie streng darf ich sein?» «Was darf ich vom Kinde verlangen, ohne die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit zu hemmen?» sind Fragen,

BRUNO KNOBEL

ROMANTISCHES KOCHEN IM FREIEN UND AM KAMIN

Anleitungen und Rezepte

In abwaschbarem Geschenkband

Mit 78 Illustrationen von Richard Gerbig

3. Auflage. Fr. 9.40

Ob der Vater an einem schulfreien Nachmittag mit seinem Sprößling im Freien abköchen will, ob der Hausherr seinen Gästen an einer Gartenparty Gelegenheit bietet, sich auf dem Gartengrill etwas zuzubereiten, ob man motorisiert in Camping zieht, oder am flackernden Kaminfeuer bei einem Glas Wein irgend etwas zubereiten möchte, um mit Feuer umzugehen oder einfach damit es gut riecht: immer braucht es Vorbereitungen.

SCHWEIZER SPIEGEL VERLAG ZÜRICH 1

mit denen sich die heutige Erzieher-Generation ernsthaft und eindringlich beschäftigt.

Pädagogik ist nicht eine Sammlung von Rezepten, sondern eine Auseinandersetzung mit Grundsätzen. Auch die 63 eingesandten Antworten (den 10 veröffentlichten stehen 53 unveröffentlichte gegenüber) lassen sich nicht zu einer Statistik zusammenfassen, die den Eltern bestimmte Verhaltensmaßregeln vorschreiben oder verbieten könnte. Ein paar Hinweise zu geben und einige Übereinstimmungen festzustellen, dies aber erlaubt das zusammengekommene Material.

«Väter hatten zu meiner Zeit keine Sünden!» Diese Bemerkung einer Einsenderin findet sich in mancherlei Variationen. Die Tatsache, daß heutige Kinder kaum den selben Eindruck haben, veranschaulicht den, wie mir scheint, deutlichsten Erfolg der gegenwärtigen Erziehung: das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ist natürlicher, wahrheitsgemäßer geworden. Die Eltern stehen nicht mehr als unfehlbare Halbgötter vor ihren Kindern, nicht als makellose gestrenge Richter vor schwachen Armsündern oder als blitzeschleudernde allgerechte Zeuse vor unwürdigen Übeltätern. Der Vollkommenheitspose des Erziehers, unter der, wie die Antworten zeigen, viele Kinder gelitten haben, ist das Podest entzogen worden. – Dieser pädagogische Fortschritt verkehrt sich allerdings in sein Gegenteil, wo der Erzieher zu weit geht und sich nicht mehr getraut, auf deutlichen Befehlen eindeutig zu beharren und ein Recht zu setzen, an welches das Kind sich halten kann. Daß die zwei (nicht veröffentlichten) Einsendungen, welche sich mit den Folgen von Verwöhnung oder von zu freiheitlichen Erziehung befassen, nicht von den Betroffenen selbst, sondern von ihren Ehegatten stammen, ist wohl kein Zufall: Unter dem nicht durch Erziehung in Schranken gewiesenen Egoismus hat später vor allem die Umwelt zu leiden.

Damit geben die Einsendungen auch eine Antwort auf die viel diskutierte Frage: Haben die Kinder vor ihren Erziehern heute tatsächlich weniger Respekt als früher? Die Antwort lautet: Ja! mit dem nicht wegzulassenden Zusatz: Weniger richtigen und weniger falschen!

Überraschend groß ist die Zahl jener Klagen, welche ein Einsender in die Worte gefaßt hat: «Die Kinder der Verwandten, Bekannten

und Kollegen waren nicht nur immer die bräßvern, sondern auch die gescheiteren, tüchtigeren und liebenswürdigeren.» Das berechtigte Mißtrauen gegen Unbescheidenheit und Großmannssucht verleitet offenbar viele Schweizer Eltern dazu, die Leistungen anderer Kinder den eigenen Kindern gegenüber auszuspielen. «So schön zu schreiben wie der Karli Graf wirst du Zeit Deines Lebens nie lernen!» Solche Entmutigungspädagogik ist nicht nur unfair, sie ist auch unklug. Wer das Vertrauen des Kindes in die eigenen Begabungen und Möglichkeiten schwächt, würgt sich entwickelnde Talente ab und knickt den sich entfaltenden Begabungen die Wurzeln. Umgekehrt bedeutet die Stützung jenes bei vier-fünfjährigen Kindern zum ersten Mal auftauchenden Eindruckes «ich kann etwas Rechtes leisten» durch die Eltern wertvolle Entwicklungshilfe.

Eine etwa dutzendstarke Gruppe von ausgeschiedenen Antworten rügt das Fehlen jeglicher sexueller Aufklärung. Es fällt auf, daß es durchwegs ältere Einsender sind und der Schluß, daß sich die heutigen Väter und Mütter weniger um diese Pflicht drücken als deren Eltern (wo sich die sexuelle Erziehung, wie jemand schrieb, auf die Mahnung beschränkte «Bliib brav und nim di vor de schlächte Wiibere in acht») ist kaum voreilig.

Ein großer Teil der Antworten spiegelt eine Erziehung, gekennzeichnet durch finstere, verbissene Humorlosigkeit (Nur «vernünftige» Wünsche werden erfüllt), durch Pessimismus («Aus dir wird nie etwas Rechtes», «Gott wird dich strafen!»), durch kleinliches Mukkertum (Beinkleid statt Hose) oder durch filzige Knickerigkeit («Man hat mir stets nur gepredigt, wie man das Geld nicht ausgibt, daß es auch ein sinnvolles Ausgeben des Geldes gibt, hat mir nie jemand gesagt.») – Die Antwortenden haben darunter gelitten. Daß nicht ein einziger Einsender findet, die Atmosphäre im Elternhaus sei allzu gelöst, allzu heiter gewesen, stärkt unsere Überzeugung, daß rechte Erziehung der Heiterkeit bedarf. Heiterkeit ist für alle Erziehung eine Sonne, in deren Licht und Wärme jedes Geschöpf besser gedeiht.

*Dr. Fritz Müller-Guggenbühl,
Seminardirektor*